

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Was heißt heute noch »Deutsch«? Zur Politischen Kultur eines europäischen Kernlandes

»Die spannendste Frage in diesen Zeiten der Migrantenströme und Einbürgerungstests und Zugehörigkeitsbestimmungen lautet: Wer sind wir? Was ist unsere Heimat? ... Wir waren bisher ganz unbestritten die Analphabeten des nationalen Gefühls. Wir waren es, seit wir einmal zu tief in diese Pulle gestarrt haben. Danach haben wir uns abstinenter verhalten bis hin zu einer ... prekären Schwächung des Wir-Gefühls ... Italienische, polnische, französische Intellektuelle hielten das stets für neurotisch. Mit Recht.«

Matthias Matussek¹

Am Beginn des 21. Jahrhunderts, zu einer Zeit also, zu der die Deutschen nicht mehr nur die Sorge um ihr Seelenheil, sondern in wachsendem Maße auch um ihre soziale Identität und um ihre wirtschaftliche Existenz umtreibt, zu einer Zeit auch, zu der all' diese Besorgtheiten in mannigfacher Weise mit dem Deutschsein verknüpft und verschränkt zu sein scheinen, drängt sich die Frage auf, was die Bezeichnung »deutsch« heute noch bedeuten kann oder doch bedeuten könnte. Was ansteht, ist mithin eine semantische Begriffsklärung (1), eine mentale Ortsbestimmung (2) und eine normative Sinndeutung (3).

1. Was heißt »Deutsch«? Eine semantische Begriffsklärung.

Die Bedeutung der eigenen Sprache zu erfassen, ist für jeden Erkenntnis- und Bildungshungrigen eine lebenslange Aufgabe. Oft sind es gerade die ach-so-selbstverständlichen Worte, die wir erst dann zu verstehen lernen, wenn sie in irgendeiner Weise zum persönlichen oder gesellschaftlichen Verständigungsproblem wurden. Ganz so scheint es sich auch mit dem – adjektivisch wie adverbial verwendbaren – Wort »deutsch« zu verhalten. In einer starkem politischem und ökonomischem Globalisierungsdruck ausgesetzten und daher auch in zunehmendem Maße multiethnisch und multikulturell verfassten Gesellschaft sind solche Verständigungsprobleme unvermeidlich. Wie »deutsch« ist der im kappadozischen Kayseri geborene, seit 25 Jahren in Deutschland lebende Doppelstaatler Reza, der sich zuhause und im Freundeskreis kurdisch und auf seiner Baustelle in gebrochenem Rheinisch verständigt? Wie steht es mit seiner in Wuppertal geborenen, unverfälschten rheinischen Dialekt sprechenden 13-jährigen Tochter Yasmin mit türkischem Pass? Und wie

1 Matthias Matussek, *Wir Deutschen*, Frankfurt a.M. 2006.

schließlich mit seinem ebenfalls in Wuppertal geborenen, hochbegabten Vetter zweiten Grades, einem Zögling der Friedrich-Ebert-Stiftung, der gerade für den nordrhein-westfälischen Landtag kandidiert? Drei beliebig vermehrbare Beispiele dies aus jenen »deutschen Landen«, die wir aus der Lebensmittel-Werbung kennen.

Dringlicher als die Klärung solcher, der multiethnischen und multikulturellen Verfasstheit der Gesellschaft zu verdankender Grenzfälle freilich ist heute (zumindest noch) die Klärung der mentalen Befindlichkeit des – von der sozialen Durchmischungswelle der Kriegs- und Nachkriegszeit allenfalls peripher betroffenen – deutschen Durchschnittsbürgers. Nicht zuletzt um ihretwillen ist zu fragen, was unter dem Beiwort »deutsch« zu verstehen ist.

Sprachgeschichtlich gesehen hat sich das Beiwort »deutsch« aus dem – um 700 n. Chr. im Westfränkischen entstandenen und danach auch in England gebrauchten – Mischwort *thiudisc* entwickelt. Dokumentiert ist es erstmals 786 durch den Bericht des päpstlichen Legaten Georg von Ostia über eine englische Kirchensynode, sowie auch durch den Bericht des Kaplans Karls d. Großen, Wigbot, über dieselbe Synode. Karl selbst bezeichnet im Jahre 801 auf lombardischem Boden seine eigene Sprache – im Gegensatz zu dem im Westfränkischen verbreiteten Romanischen oder Welschen – als *theodisce*. Und in einem Bericht des Chronisten Nithar über die Straßburger Eide von 842, in denen Karls Enkel – die (Halb-)Brüder Karl und Ludwig – das Bündnis gegen ihren (Halb-)Bruder Lothar besiegelten, ist davon die Rede, dass der Erbe Ostfrankens, Ludwig, seinen Eid romanisch, der Erbe Westfrankens aber, Karl, ihn *theodisce* geschworen habe.

Mit diesem – sprachlich über Kreuz geleisteten – Schwur war nicht nur die politische, sondern auch die sprachliche Trennung Deutschlands und Frankreichs vollzogen. Nach dem den Bruderzwist beendenden Reichsteilungsvertrag von Verdun vom Jahr 843 wurde der König des Ostfrankenreiches als »Ludwig der Deutsche« bezeichnet. ›Theodisci‹ oder ›Deutschsprecher‹ waren nunmehr die die (ostfränkische) Volkssprache Verstehenden und Sprechenden – ganz so, wie es sich aus dem Begriff *thiudisc* ablesen lässt. Das – sich ab dem 11. Jahrhundert (so etwa im ›Anno-lid‹ von 1085) zum mittelhochdeutschen *tiutsch* oder *diutsch* verschleifende, althochdeutsche *thiudisk* setzt sich aus dem gotischen Hauptwort *thiuda* bzw. dem indogermanischen *teutà* (Volk) und dem lateinischen Zeitwort *discere* (lernen, verstehen) zusammen. Politik-, sozial- und sprachgeschichtlich gesehen ist jedenfalls unverkennbar, dass die sprachliche Zusammengehörigkeit einer Volksgruppe als primärer Kohäsions- und Identifikationsfaktor verstanden wurde. Dieser sprachlichen Zusammengehörigkeit *konnte, musste aber nicht* die ethnische entsprechen. Die zum Teil römisch sozialisierten Westfranken standen den Ostfranken ethnisch näher als vielen Bewohnern des ehemaligen römischen Territoriums in Italien. Ihre Volkssprache war aber eben das Romanische oder Welsche in verschiedenen Schattierungen und Akzentuierungen. Erst lang andauerndes, nicht durch starken Zuwanderungsdruck beunruhigtes Zusammenleben ließ dann allmählich die semantische und die ethnische Komponente als Einheit wahrnehmen. Selbst in der ersten Hochzeit des aufbrechenden deutschen Nationalismus war es nicht in erster Linie die Nation, der Stamm (und schon gar nicht der politische Status), auf denen

die Betonung der Zusammengehörigkeit lag. Die Betonung lag vielmehr auf dem Semantischen: »Was ist das Deutsche Vaterland?« fragt der schwedische Staatsbürger deutscher Sprache und Kultur, der pommer'sche Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt, in einem um 1812 entstandenen Gedicht mit dem Titel »Des Deutschen Vaterland« und beantwortet seine Frage dann mit dem Trompetenstoß »soweit die deutsche Zunge klingt«.

*»Was ist das Deutsche Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es seyn!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.«*

Macht man sich bewusst, dass sich ohne das Medium der Sprache schwerlich ein Kohäsions-, geschweige denn ein Identifikationsvermögen entwickeln lässt, so erscheint Arndts Antwort plausibel – zumindest dann plausibel, wenn man von den bellizistischen Akzenten und den expansionistischen Interpretationsmöglichkeiten des Gedichtes einmal absieht. Erst der im 19. Jahrhundert geistig vorbereitete und dann im 20. Jahrhundert von den Nationalsozialisten bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Rassenwahn hat die Sprache als primäres Kohäsions- und Identifikationsmedium wieder in die Nachrangigkeit verwiesen. Die Fassungslosigkeit, mit der während des sog. Dritten Reiches nicht nur kulturbewusste (und oft genug christlich getaufte) Deutsche jüdischer Abstammung, sondern auch zahllose nicht dem Rassenwahn verfallene »arische« Deutsche den Judenverfolgungen gegenüberstanden, entwuchs – von allen humanitären Erwägungen abgesehen – nicht zuletzt diesem soziokulturell unannehmbaren Paradigmenwechsel. Mochte er bei aller humanitären Verwerflichkeit in einem ethnisch einigermaßen homogenen Land immerhin noch rational nachvollziehbar sein, so wäre er für ein multiethnisch geprägtes Land wie etwa die – lange Zeit auf eine starke Zuwanderung angewiesenen – USA von vorneherein abwegig gewesen. Und so wurde denn auch in den USA und vielen anderen Einwanderungsländern die Sprache zum Integrationsmedium schlechthin.

Im heutigen Deutschland jedoch ist der semantische Exodus vor allem im Hinblick auf die – nicht selten groteske Formen annehmende – Aufnahme des Englischen als sprachliche Zweitwährung zu beobachten. Gründe hierfür gibt es zuhauf. Was zählt, ist jedoch letztlich nur die Tatsache der Sprachverdrängung. Unverkennbar ist nämlich, dass es seit eh und je sowohl Völker gab, die sich dem Sprachdruck anderer Völker beugten und dann über kurz oder lang ihre angestammte Sprache verloren, als auch solche, die sich diesem Sprachdruck nicht beugten und ihre Sprache bewahrten. Als Beispiele nenne ich die – einst römischen Einfluss in ähnlicher Weise unterworfenen – Burgunder auf der einen und Alemannen auf der anderen Seite. Zwischen dem – im schweizerischen Kanton Wallis unmittelbar benachbarten – Siedlungsgebiet dieser Stämme verläuft die Sprachgrenze. Die Oberwalliser Alemannen sprechen deutsch, die Unterwalliser Burgunder sprechen französisch.

Wie immer man über die Wünschbarkeit oder Unerwünschtheit eines Sprachwandels denken mag – wir müssen jedenfalls wissen, was wir tun. Und dies gilt nicht nur für die freiwillige und beflissene sprachliche Selbstaufgabe – man denke etwa an all² die aufstiegswilligen *Smarties*, die heute ihre Visitenkarten englisch bedrucken lassen, ihren Anruflbeantworter auf Englisch besprechen und zuweilen sogar deutsche Lehnworte in der englischen Sprache (wie etwa rucksack als body-bag, d.h. also »Leichensack«) falsch reimportieren², ihren *website* genannten Platz im Netz ebenfalls auf Englisch führen und damit in ähnlicher Weise ihre kulturelle Bewusstlosigkeit prostituieren wie die *Bayerische* Landesverkehrswacht, die auf Plakaten zu »safety first« mahnt und mit dem Hinweis »game over« warnt, oder die *Deutsche* Bahn, die Anträge im »Backoffice« bearbeiten und Gutscheine ans »Fullfillment Center« einschicken lässt. Es gilt vielmehr auch für die Hinnahme sprachlicher Parallelgesellschaften, wie wir sie etwa in den China-Towns von Los Angeles, San Francisco und Vancouver oder im hispanisch geprägten Florida, aber eben auch im Berliner Stadtviertel Kreuzberg erleben. Erscheint Derartiges heute vielleicht gerade noch hinnehmbar, so wird es im Blick auf die künftige demographische Entwicklung und auf zusätzlichen Zuwanderungsdruck morgen oder übermorgen keine vernachlässigbare Größe mehr sein.

Viele Völker, Stämme, Familien und Individuen aus dem Norden, Osten und Süden sind über Europa und das heutige Staatsgebiet Deutschlands hinweggezogen und haben auf sehr unterschiedliche Weise ihre Spuren hinterlassen. Wer sich auch nur unter den Familiennamen der heutigen deutschen Staatsangehörigen umschaute, wird hierfür zahllose Belege finden. Diejenigen, die blieben, wurden allesamt in dieser oder jener Weise sozial und politisch integriert – soweit integriert jedenfalls, dass sie sich zu einer soziopolitischen Schicksalsgemeinschaft entwickeln mussten, die über Geschichte, Sprache und Kultur zu einer (para-)nationalen Identität finden konnte. Und so wird es aller Voraussicht nach auch in Zukunft sein. Gelingt es den heutigen Deutschen, ihre – wenn vielleicht auch durch diese oder jene Interaktions- und Migrationseinflüsse veränderte – Sprache und Kultur zu behaupten und die Zuwanderer sprachlich und kulturell zu integrieren, so wird es auch in fernerer Zukunft noch »Deutsche« geben, die diesen Namen zu Recht in Anspruch nehmen können. Kapitulieren die heutigen Deutschen jedoch unter dem Globalisierungsdruck im Allgemeinen und dem Zuwanderungsdruck im Besonderen, so wird im Herzen Europas ein – wahrscheinlich weitgehend anglophones, multiethnisches und multikulturelles – Mischgebilde entstehen, das seine Identität dann wohl in der Zugehörigkeit zu dem von Gorbatschow seinerzeit zum »gemeinsamen Haus« stilisierten Europa sehen und suchen wird, wie immer die Verfasstheit Europas dann zu jenem Zeitpunkt auch zu beurteilen sein mag. Möglicherweise wird sich das historisch-politische Selbstbe-

2 Vgl. hierzu die vorzügliche Analyse des früheren Berliner Anglisten und sächsischen Ministers für Wissenschaft und Kunst Prof. Dr. Hans-Joachim Meyer («Deutsch«, in: *Frankfurter Allgemeine* vom 5.01.2005, S. 6). Auf diesen Akt absurder Sprachunterwerfung verweist Jutta Limbach, die Präsidentin des Goethe-Instituts, in einer »Berliner Lektion« vom 30.01.2005.

wusstsein der – dann sowohl die frühere Volkssprache als auch die angenommene Fremdsprache nur (noch) verkrüppelt sprechenden – Bewohner des heutigen Deutschland bei einer solchen Entwicklungsvariante vor allem aus dem Bewusstsein speisen, aus schweren moralisch-politischen Verfehlungen gelernt und so einen nicht unwesentlichen Beitrag zur europäischen Verfassungs- und Rechtskultur (und insbesondere zur Sicherung der Rechtsstaatlichkeit) geleistet zu haben. Eine Perspektive dies, die in der Habermas'schen Betonung des »Verfassungspatriotismus« vorweggenommen wurde.³ Sollte es dann noch teilsouveräne europäische Gliedstaaten geben, so würden sie sich – um diese Sichtweise nun doch etwas zu überzeichnen – vielleicht noch *German* und ihr Land *Germany* nennen, um an das ursprüngliche ethnische Schwergewicht der diesen Raum bewohnenden Bevölkerung zu erinnern, das sich nach den Hochrechnungen der Demographen schon bis zur Mitte des Jahrhunderts drastisch vermindern wird.⁴ All' dies selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass nicht makroökologische oder makropolitische Ereignisse den mutmaßlichen Lauf der Geschichte deutlich verändern. Immerhin denkbar ist auch, dass eine – sich schon heute abzeichnende – Überdehnung der Europäischen Union mit den entsprechend kontraproduktiven ökonomischen, sozialen und politischen Implikationen zu einem sich ab einem bestimmten Umschlagspunkt rasch verbreitenden antieuropäischen Affekt und damit zu einem Paradigmenwechsel führt, in dessen Gefolge eine Austrittswelle die Union wieder schrumpfen oder gar völlig scheitern lässt. Eine Renationalisierungs- oder gar Reautarkisierungstendenz könnte zumal dann die Folge sein, wenn der ökonomische Grenznutzen der Europäisierung und Globalisierung drastisch sinkt und innenpolitischer Verarmungsdruck die »Richtlinien der Politik« stark beeinflusst. Gerade der bisherige Nettozahler Deutschland mit seiner eher bescheidenen Wirtschaftsentwicklung könnte über kurz oder lang aus innenpolitischen Gründen in eine solche Richtung gedrängt werden.

Beide Zukunftsvarianten sind jedenfalls vorstellbar und alles andere als unwahrscheinlich. Abhängen wird der weitere Verlauf der Geschichte letztlich von exogenen wie von endogenen Faktoren. Und diese endogenen Faktoren erwachsen nicht zuletzt aus der Wirklichkeitswahrnehmung und dem Lebensgefühl der sich als Deutsche Erkennenden und Bekennenden. Ihnen möchte ich mich nun in einem zweiten Entwicklungsschritt meiner Überlegungen zuwenden.

- 3 Jürgen Habermas, »Staatsbürgerschaft und nationale Identität« in: ders. (Hg.), *Faktizität und Geltung*, Frankfurt a.M., 1992.
- 4 Vgl. Zentrum für Demographischen Wandel (Rostock): Demografischer Wandel in Deutschland – ein Überblick (www.zdwa.de). In einer Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes vom 6.06.2003 wurden die Ergebnisse einer sog. koordinierten (und konditionierten) Bevölkerungsvorausberechnung mitgeteilt, die neun Entwicklungsvarianten berücksichtigte. Nach der Variante 1, die von einer niedrigen Zuwanderung und einer geringen Zunahme der Lebenserwartung ausgeht, beträgt die Bevölkerungszahl Deutschlands im Jahre 2050 nur noch ca. 67 Millionen. Nur bei sehr starker Zuwanderung und sehr großer Zunahme der Lebenserwartung ließe sich gemäß Variante 9 die heutige Bevölkerungszahl annähernd halten. In diesem Falle allerdings würde sich das ethnische Schwergewicht der »deutschen« Bevölkerung nachhaltig verändern.

2. Was bedeutet Deutsch-Sein? Eine mentale Ortsbestimmung

In einer Internet-Umfrage⁵ der Wochenzeitung ZEIT aus dem Jahr 2004 antwortete ein anonymen Teilnehmer auf die Frage »Was ist deutsch?«: »Deutsch-Sein ist für mich, Probleme beim Beantworten dieser Frage zu haben«. Und ein sich selbst als »Gastarbeiterkind« apostrophierender Zuwanderer der zweiten Generation stellt in einem Essay in der Süddeutschen Zeitung vom 4./5. Dezember 2004 die rhetorische Frage, »wonach sich die Ausländer richten sollen, wenn es die wenigsten Deutschen selbst wissen?«⁶ Zwei Antworten dies von zahllosen gleich oder ähnlich lautenden, die man erfragen könnte. Zwei Antworten auch, die das zwei- oder gar mehrdeutige Selbstverständnis der deutschen Stamm- und Neubürger spiegeln.

Probleme hatten die Deutschen mit ihrem Deutsch-Sein seit eh und je, wenn vielleicht auch nicht im selben Maße wie heute. Abgesehen von der die deutschen Stämme – obgleich mit erheblicher mundartlicher Auffächerung – einenden deutschen Volkssprache waren die soziopolitischen Zuordnungen und Loyalitäten im Mittelalter und auch noch in der frühen Neuzeit weit verzweigt. Das Reich war für die meisten Menschen dieser Zeit eine mehr oder minder vage Vorstellung, verkörpert vor allem durch den von Zeit zu Zeit die sozialen und politischen Kräfte bündelnden, in der Regel mit kirchlichem Segen regierenden Kaiser. Bestenfalls konnten sich die Angehörigen der deutschen Stämme als durch ihre geographische Verortung in der Mitte Europas hervorgehobenes Kernvolk des – seit dem 15. Jahrhundert so genannten – »Heilige(n) Römische(n) Reich(es) deutscher Nation« fühlen.⁷ Zur auch politisch geeinten Nation freilich sollten sie erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts werden, nachdem der völlige Zerfall des ohnedies kraftlos gewordenen Reiches unter dem Eroberungs- und Herrschaftsanspruch des von der Periphe-

5 http://apollo.zeit.de/kommentare/deutsch.php?km_id=1&from=0&to=20 (Stand: 14.09.2006).

6 In seinem »Deutschland Puzzle« (Freiburg/Basel/Wien 2006, S. 7) zitiert der Journalist Klaus Werle den amerikanischen Autor Arthur Miller mit der Aussage: »Ich habe die schreckliche Ahnung, dass die Deutschen noch immer nicht herausgefunden haben, wer sie eigentlich sind, sie definieren sich meistens darüber, was sie nicht sind.« Werle selbst legt dann gleich noch einschlägig nach: »Und damit eins mal klar ist: »Deutsch« wollen die Deutschen auf keinen Fall sein«. Auch der Soziologe Bassam Tibi, Deutscher syrischer Herkunft, erklärt (in einem Interview mit dem *Spiegel*, Nr. 40/2006, S. 47 ff.): »Deutschland kann den Fremden keine Identität anbieten, weil die Deutschen selbst keine haben«. (S. 49).

7 Die Bezeichnung *Sacrum Imperium Romanum* taucht erstmals 1254, also während des Interregnums (1250-1273), auf. Der Zusatz »Nationis Germanicae« erscheint um 1450. In einem Gesetz taucht er erstmals 1486 auf. Und 1512 lud Kaiser Maximilian I die Reichsstände zum Reichstag in Köln u.a. zum Zwecke der »Erhaltung ... des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation«. Gemeinhin geht man davon aus, dass sich der Zusatz einerseits im Blick auf den zentralen politischen Einflussbereich des Reiches und andererseits im Blick auf das die östlichen und südlichen Grenzen zunehmend bedrohende Osmanische Reich durchsetzen konnte. Zur Verfassung des Reiches vgl. Samuel Pufendorf, *Die Verfassung des deutschen Reiches* (Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Horst Denzer), Stuttgart 1976.

rie ins Zentrum Europas drängenden Korsen den – freilich unterschiedlich stark entwickelten – nationalen Trotz der deutschen Stämme herausgefordert hatte. Aus den Trümmern des Reiches und im Kampf gegen die Fremdherrschaft erwuchs aus den Befreiungskriegen ein deutsches Nationalgefühl, das auch unter dem Druck gegenläufiger Tendenzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr erlöschen sollte. Getragen von der Begeisterung eines Großteils der Studentenschaft und des Bürgertums gingen der liberale und der nationale Gedanke eine Verbindung ein, die in den revolutionären Erhebungen von 1848 einen politischen Höhepunkt erfahren sollte. Unter der Führung Preußens, das auch die Hauptlast der antinapoleonischen Befreiungskriege getragen hatte, kam es dann im Gefolge des – von vielen als Revanchefeldzug gesehenen – 70er-Krieges gegen Frankreich zur Bildung des Deutschen Reiches, zum Wirtschaftswunder der Gründerjahre und schließlich auch zu einem Hurra-Patriotismus, den die – zum Teil groteske Ausdrucksformen annehmende – Hybris des von der preußischen Militärtradition inspirierten Wilhelmismus in die Katastrophe des 1. Weltkriegs schlittern ließ. Auf die himmelhohen Nationaljauchzer der Vorkriegszeit folgte nun das Zu-Tode-Betrübsein über den hohen Blutzoll, über die Niederlage und über den sich in deren Gefolge immer weiter ausbreitenden wirtschaftlichen Niedergang. Deutschland, gerade noch ein strahlendes Juwel am zivilisatorischen Kronreif Europas, fand sich in einer tiefen Depression wieder, niedergedrückt durch Industriedemontagen, Reparationszahlungen, Inflation, Arbeitslosigkeit und die Erbitterung über den politisch unklugen – weil demütigenden – eher Unterwerfungs- denn Friedensvertrag von Versailles. All' dies schuf den sozialpsychologischen Boden, auf dem die für viele Kompensationshungrige verführerisch klingende, sich dann aber schon bald in einem aberwitzigen Rassen- und Größenwahn verlierende Ideologie der Nationalsozialisten gedeihen konnte. Der – nach 1933 durch ökonomische und (vor allem außen-)politische Anfangserfolge beflügelte – nationale Aufschwung sollte in eine moralische und militärische Höllenfahrt münden, die den Deutschen nach 25 Jahren einen erneuten, noch niederschmetternderen Tiefschlag versetzte. Nach der – tragische Folgen zeitigenden – Überheblichkeit also der nach allen Erfahrungsgesetzen des sozialen Lebens »fällige« Fall. Die Tiefe des Falls und die (im Vergleich zum Ausgang des Ersten Weltkriegs) höhere Weisheit der Sieger im Umgang mit den Besiegten ermöglichte schließlich auch einen – von den (leider ambivalenten) deutschen Kardinaltugenden Tüchtigkeit, Genauigkeit, Pünktlichkeit und Fleiß geförderten – ökonomischen Aufstieg, der sich zum weltweit bestaunten »Wirtschaftswunder« steigern sollte. Balsam dies für die wunde deutsche Volksseele, die sich nach dem Hurra-Patriotismus des ›Zweiten‹ Reiches und dem Rassen-Patriotismus des ›Dritten‹ Reiches nun wenigstens auf einen Wirtschafts-Patriotismus verlegen konnte.

Der mentale Wermutstropfen im ökonomischen Perlwein dieser neuen Gründerjahre war für viele Deutsche die drückende Hypothek der historischen Mitverantwortung für Judenverfolgung und Angriffskrieg. Abgetragen wurde sie mit erheblichen Ausgleichszahlungen an den Staat Israel und sonstige Opfer nationalsozialistischer Unterdrückungsmaßnahmen sowie auch durch zahllose, regelmäßig wiederholte öffentliche Schuldbekennnisse von Exponenten des kulturellen, sozia-

len und politischen Lebens der mehr oder minder nüchtern, bieder und redlich gewordenen »Bundesrepublik Deutschland«. Deutschland hat sich solchen Entschuldungs- und Entschuldigungsübungen in einem Ausmaß unterzogen wie zuvor kaum ein anderes moralisch und politisch schuldig gewordenes Volk der Erde. Im Blick auf die ständige Bereitschaft zum Vollzug von Bußritualen verlieh die *Neue Zürcher Zeitung* den Nachbarn den – halb anerkennend, halb ironisch gemeinten – Titel »Sondermusterschüler«.⁸

Grosse Erleichterung scheinen vielen Deutschen solche Übungen und Wertungen aber doch nicht zu verschaffen. Hin- und hergerissen zwischen der Scham über die Schuld der Väter und Großväter und dem Stolz auf geschichtliche wie gegenwärtige Hochleistungen Deutschlands, fällt es vielen Deutschen auch der Nachkriegsgeneration noch immer äußerst schwer, ein unverkrampftes Verhältnis zu ihrem Deutsch-Sein zu gewinnen. »Man darf doch gar nicht mehr deutsch sein«, schreibt ein Teilnehmer der schon erwähnten ZEIT-Umfrage, »Wer auf sich als Deutscher stolz ist, gilt doch gleich als Nazi«. Ob der dann überraschenderweise doch »unverkrampfte Patriotismus« (Angela Merkel)⁹, den die in mehrfacher Hinsicht ungemein gelungene Fußball-Weltmeisterschaft 2006 den nun plötzlich allenthalben Flagge zeigenden Deutschen bescherte, anhalten und die nationale Depression dauerhaft aufhellen wird, bleibt abzuwarten. Einiges nämlich spricht dafür, dass die so lange währende mentale Schwäche – unabhängig von den konkreten historischen Hypothesen – bis zu einem gewissen Grade Ausdruck des deutschen Volkscharakters ist. Die Deutschen, so schon Wilhelm von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts, machten sich allzu viel aus der Meinung ihrer Nachbarvölker. Und Friedrich Nietzsche, dem sein Deutsch-Sein alles andere als leicht fiel, urteilte gegen Ende des Jahrhunderts: »Der Deutsche schleppt an seiner Seele; er schleppt an allem, was er erlebt. Er verdaut seine Ereignisse schlecht, er wird nie damit fertig; die deutsche Tiefe ist oft nur eine schwer zögernde Verdauung«¹⁰ – eine Einschätzung, die auch als Ergebnis einer (in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum von der GfK Nürnberg e.V. Anfang 2006 durchgeführten) empirischen Erhebung bestätigt wird.¹¹

Für Humboldts und Nietzsches Einschätzung des deutschen Nationalcharakters lassen sich leider zuhauf Belege nennen. Ganz abgesehen von den weit verbreiteten Zukunftsängsten (die als »German Angst« auch jenseits unserer Grenzen kolpor-

8 »Der Sondermusterschüler. Über die jüngste Tendenz deutscher Vergangenheitspolitik.« in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 21.06.2004). Vgl. auch Herrmann Lübke, *Ich entschuldige mich. Das neue politische Bußritual*, Berlin 2001.

9 So laut *Süddeutsche Zeitung* vom 8./9.07.2006 (Beilage zur Fußball WM 2006, S. 36).

10 Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, VIII. Hauptteil: Völker und Vaterländer, Frankfurt a.M. 1999, S. 244.

11 Vgl. Ronald Frank, »Das Image der Deutschen in Deutschland und in Europa: Selbstbild und Fremdbild. Eine empirische Untersuchung.« in: Thomas Brehm, Matthias Hamann, Katja Happe (Hg.), *Was ist deutsch? Fragen zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation* (Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg vom 2.06.-3.10.2006), Nürnberg 2006, S. 215 ff. (236).

tiert werden) tragen die Deutschen schwer an der ambivalenten Last ihrer Geschichte. In zahllosen gesellschaftlichen Bezügen wird der Verdacht rechter oder gar ultrarechter Gesinnung zum Totschlag-Argument. Sobald die Peitsche mit der Aufschrift »Nationalismus« knallt, sitzt jeder deutsche Löwe wieder auf seinem Podest. In der Politik zeitigt dieses Syndrom zuweilen groteske Ergebnisse. Als der ehemalige deutsche Außenminister für Deutschland einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat forderte, trug ihm dies postwendend den politischen Vorwurf ein, eine Re-Nationalisierung der deutschen Außenpolitik zu betreiben. Und dies, obwohl Deutschland heute der drittgrößte Beitragszahler der UNO und der zweitgrößte Truppensteller bei internationalen Friedensmissionen geworden ist. Ein ständiger Sitz im Sicherheitsrat, dessen heutige Zusammensetzung immer noch die globale Machtverteilung nach dem Zweiten Weltkrieg spiegelt und der deshalb seit langem reformiert werden müsste, wäre der heutigen politischen Bedeutung Deutschlands (wie übrigens auch der Japans, Indiens und Ägyptens) durchaus angemessen. Wenn sich einige Länder dieser Forderung aus Rivalitätsgründen widersetzen, ist dies verständlich. Nur im Sinne der hier erörterten kognitiven Dissonanz verständlich ist jedoch, wenn sich Widerstand hiergegen in Deutschland selbst regt. Ähnliches gilt übrigens auch für die Tatsache, dass es Deutschland als dem größten Nettozahler der Europäischen Union nicht gelingt – und mangels eines nachdrücklichen Anspruchs auch gar nicht gelingen kann –, der Sprache, die von den meisten EU-Bürgern als Muttersprache gesprochen wird, den ihr gebührenden Rang im Alltag der politischen Gremien und Bürokratien der Europäischen Union zu verschaffen. Die bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit selbst im Inland gute alte deutsche Worte durch englische ersetzenden Deutschen brauchen sich daher auch nicht zu wundern, wenn – zumindest in Westeuropa – das Interesse am Erlernen der deutschen Sprache merklich abnimmt.¹²

Ähnliches wie für die Sprachdiskussion gilt auch für die im Zuge der Zuwanderungsdiskussion aufgekommene Diskussion über die »freiheitlich-demokratische Leitkultur«, auf deren Behauptung der deutsche Staat bestehen müsse. Man mag diesen – von dem deutschen Soziologen syrischer Herkunft Bassam Tibi 1998 affirmativ ins Gespräch gebrachten, dann von dem CDU-Politiker Friedrich Merz am 1.10.2000 in ähnlichem Sinne verwendeten und nach vielfältigen Protesten u.a. des Zentralrats der deutschen Juden zum Unwort des Jahres 2000 erklärten¹³ – Begriff

- 12 Vgl. die Antwort der Bundesregierung v. 31.10.2001 (BT-Drucksache 14/7250 v. 31.10.2001) auf die Große Anfrage der Abgeordneten Dr. Norbert Lammert, Bernd Neumann, Renate Blank et Alii (BT-Drucksache 145835 v. 3.04.2001). Vgl. auch Frank, *Das Image der Deutschen in Deutschland und in Europa: Selbstbild und Fremdbild. Eine empirische Untersuchung*, aaO., S. 216. Zu Hoffnung Anlass gibt der Umstand, dass »Denglisch« schwadronierende oder gar Englisch als Arbeitssprache fordernde deutsche Politiker wie der baden-württembergische Ministerpräsident inzwischen Etiketten wie »Sprachlakei« (VDS) tragen und von sprachbewussten Gruppierungen zu »Sprachpanschern des Jahres« gewählt werden, sowie auch, dass inzwischen das Bekenntnis zur deutschen Sprache von vielen Bundestagsabgeordneten als künftiger Grundgesetz-Artikel gesehen wird.

aus guten Gründen (nicht zuletzt des diplomatischen Taktes) für wenig gelungen halten. Tatsache ist aber jedenfalls, dass er etwas spiegelt, auf das Deutschland besonders stolz sein kann – die Entwicklung nämlich einer aus den Erfahrungen des Dritten Reiches geborenen und an ältere europäische Traditionskerne anknüpfenden freiheitlich-demokratischen Grundordnung, die zur Basis nicht nur des deutschen Rechtslebens, sondern auch zur Basis der Politischen Kultur des heutigen Deutschland geworden ist. Gegen diesen Begriff einzuwenden, dass er eine »Hierarchisierung der Kultur« impliziere, ist absurd, weil Äpfel mit Birnen verwechselt werden. Die Nicht-Hierarchisierung der Kultur müsste nämlich gerade Ausdruck einer »freiheitlich-demokratischen Leitkultur« sein. Man mag solche Verwirrung als typisches Element des »ganz normalen Wahnsinns« soziokultureller und soziopolitischer Machtkämpfe abtun. In Wirklichkeit wurzeln sie aber zumindest teilweise in einer zwar erklärbaren, aber kaum zu rechtfertigenden soziokulturellen Submissivitätsbereitschaft. Dass man mit dem Hinweis auf eine vorgebliche »Hierarchisierung der Kultur« überhaupt politische Pluspunkte sammeln kann, wäre ohne die ständige Infragestellung der eigenen Grundbefindlichkeit kaum verständlich. Ausdruck einer – diesmal sozialen – Leitkultur ist es schließlich auch, dass man Kindern beibringt, nicht in der Nase zu bohren und nicht die schmutzigen Schuhe auf S-Bahn-sitze zu legen.

Der in solchen Zusammenhängen oft gehörte resignative Hinweis auf die vernichtende Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg – das »Vae-victis-Argument« also – und die ebenfalls oft gehörte, nicht minder resignative Bezugnahme auf die – nun einmal hinzunehmende – Instrumentalisierung der Verbrechen des Dritten Reiches zu politischen und ökonomischen Zwecken reichen zur Erklärung dieses Syndroms nicht aus. Beide Argumente haben eine überwundene, den sozialen, ökonomischen und politischen Protagonisten der Gegenwart nicht mehr vorwerfbare Vergangenheit im Blick. Auch der ganz Europa in einen Zustand der Unordnung stürzende, dem Hl. Römischen Reich deutscher Nation den Todesstoß versetzende Napoleon wurde schließlich mit den vereinten Kräften Europas besiegt, was Frankreich nicht daran hinderte, schon kurz nach Waterloo auf dem Wiener Kongress von 1815 äußerst selbstbewusst aufzutreten und dann auch kraft des diplomatischen Geschicks Talleyrands beachtliche Erfolge zu erringen und sich im Übrigen bis heute in ungezählten sozialen und politischen Ritualen des ruhmreichen Kaisers ihrer »Grande Nation« zu erinnern. Und dies, obwohl Napoleon auch das eigene Land in unaufhörlichen Feldzügen ausgesaugt und ausgeblutet hatte. Das zu erwähnen heißt selbstverständlich nicht, das von des Gedankens Blässe bis zum heutigen Tag wenig angekränkelte Selbstbewusstsein Frankreichs (oder auch das von des Gedankens Blässe ebenfalls kaum angekränkelte politische Sendungsbewusstsein der USA) als strahlende Vorbilder zu feiern, wohl aber, die unverkennba-

13 Vgl. auch hierzu (mit weiteren Nachweisen) Hamann/Brehm/Happe (Hg.), *Das Image der Deutschen in Deutschland und in Europa: Selbstbild und Fremdbild. Eine empirische Untersuchung*, aO. (FN 10), S. 14 ff.

re Besonderheit der deutschen Mentalität zu betonen, die auch in den erwähnten Aussagen Humboldts und Nietzsches hervorgehoben wird.

In ökonomischen und politischen Hoch-Zeiten scheint vielen Deutschen der mentale Hahnenkamm allzu sehr zu schwellen, in Zeiten eines tatsächlichen oder vermeintlichen Niedergangs scheinen sie sich dann aber über Gebühr niederdrücken zu lassen – ein Phänomen, das auch die gegenwärtige sozioökonomische Bewusstseinslage der Deutschen zu prägen droht, bei der die Zukunftsangst vor Arbeitslosigkeit, Verarmung und übermäßiger Zuwanderung erheblich auf die allgemeine Stimmung drücken.

Ungeachtet dieser allgemeinen Bewusstseinslage, die der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt in einem ZEIT-Gespräch (18/2004) als »leicht angekränkt und infolgedessen schlecht gelaunt« apostrophierte, sind es regelmäßig 60-70% der Deutschen, die in Repräsentativerhebungen den Stolz auf ihr Deutsch-Sein bekennen. In einer Umfrage des Bundesverbands deutscher Banken aus dem Jahre 2001 waren es 71%, die sich als stolz erklärten, Deutsche zu sein.¹⁴ Und in einer ZEIT-Umfrage aus dem Jahre 2004 waren es trotz fortgeschrittenen sozioökonomischen Katzenjammers immerhin ca. 63%, die sich als sehr stolz oder stolz, und ca. 20%, die sich als nicht sehr stolz auf ihr Deutsch-Sein erklärten, wobei zu beachten ist, dass bei dieser Umfrage ca. 4% der Befragten nicht oder noch nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, was den Prozentsatz im Zweifel gedrückt haben dürfte. Auch zum Thema Nationalstolz scheint die Wahl eines Deutschen zum Papst im Jahre 2004 (Bild-Zeitung: »Wir sind Papst«) sowie die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 einen – wenn auch im Augenblick noch nicht genau bezifferbaren – Beitrag geleistet zu haben.¹⁵ In einer Radioumfrage erklärte einer der Befragten an die Adresse des Trainers der deutschen Mannschaft: »Danke, Klinsi, Du hast uns wieder stolz gemacht«. Und auch in Publikationen deutscher Publizisten wie Matthias Matusseks »Wir Deutschen«¹⁶ und Arnulf Barings »Es lebe die Republik, es lebe Deutschland«¹⁷ kommt diese Renaissance des nationalen Wir-Gefühls markant zum Ausdruck.

Aus der zuvor erwähnten Umfrage des deutschen Bankenverbands ergibt sich allerdings eine weitere Besonderheit der deutschen Bewusstseinslage: dass sich nämlich zwar 71% der Deutschen als stolz erklärten, Deutsche zu sein, aber 78% ihren Stolz darauf betonten, Europäer zu sein – ein Umfrageergebnis, das noch einmal die Erinnerung an Friedrich Nietzsche wachruft, der im Jahre 1886 bekannte: »Ich bin vielleicht kein guter Deutscher, aber ich bin ein guter Europäer«.¹⁸

14 »Die Zukunft der Nation«, Umfrage anlässlich der 9. Schönhauser Gespräche (2001). Vgl. <http://www.bankenverband.de/pic/artikelpic/062003/ie-11-01.pdf> (Stand: 14.09.2006).

15 Vgl. hierzu auch Hamann / Brehm / Happe (Hg.), *Das Image der Deutschen in Deutschland und in Europa: Selbstbild und Fremdbild. Eine empirische Untersuchung*, aaO. (FN 10), S. 13 f.

16 Matthias Matussek, *Wir Deutschen*, aaO. (FN 1).

17 Arnulf Baring, *Es lebe die Republik, es lebe Deutschland*, München 2002.

18 In einem Brief an seine Mutter Franziska aus dem Jahre 1886.

Zu Recht hat der amerikanische Philosoph Richard Rorty in seinem jüngsten Werk (»Stolz auf unser Land«)¹⁹ maßvollen Nationalstolz mit der – für eine harmonische Persönlichkeitsentwicklung des Menschen unverzichtbaren – Selbstachtung gleichgesetzt. Unter diesem Blickwinkel mag es bemerkenswert erscheinen, dass in keinem anderen europäischen Land die europäische Identität vor die nationale gestellt wird, wie andere Untersuchungen enthüllen. Die Affinität der deutschen Jugendlichen zu Europa ist – wie eine EMNID-Erhebung aus dem Jahre 2002 belegt – ungleich höher als die spanischer oder englischer Jugendlicher. Nach der bitteren Erfahrung zweier Weltkriege und der gründlichen Reflektion über deren Ursachen sehnt sich die wohl überwiegende Mehrzahl der Deutschen nach einem gewissen Maß an Geborgenheit einerseits in regionalen Bezügen,²⁰ andererseits in einem größeren politischen Verbund, innerhalb dessen sowohl die nationale deutsche als auch die transnationale europäische Identität erfahren werden kann. Die Gefahr einer – heute nur von zahlenmäßig unbedeutenden Randgruppen gelebten – mehr oder minder autistischen (und dann möglicherweise irgendwann auch wieder aggressiv nach außen gewandten) nationalistischen Regression stünde nur dann vor der Tür, wenn der – im Augenblick noch sehr gedämpfte, jedoch als zumindest latentes Potential spürbare – Stolz auf die eigene Geschichte und auf die eigene Kultur sowie auch auf die ökonomischen und politischen Leistungen der letzten 6 Jahrzehnte für die europäische wie für die Völkergemeinschaft keine legitime Anerkennung finden würde. Dann freilich könnten sich die – vor allem in den sozial und ökonomisch labilen neuen Bundesländern – vorhandenen Ansätze zur Renaissance eines aggressiven Nationalismus ausdehnen und in weit stärkerem Maße virulent werden, als dies heute noch (oder schon) der Fall ist. Insbesondere könnte dies geschehen, wenn es der verfassten Gesellschaft Deutschlands nicht gelingt, die Bekenntnisse zur sprachlichen (und damit bis zu einem gewissen Grade auch zur kulturellen) Integration der Zuwanderer in die Tat umzusetzen, wofür heute noch wenig spricht. Angesichts der Heftigkeit eines mancherorts mit geradezu mittelalterlichem Missionsgeist auftretenden Islamismus wird sich die Erfüllung dieser Integrationserwartung aller Voraussicht nach zu einer Nagelprobe nicht nur der sog. wehrhaften Demokratie, sondern auch zu einer Nagelprobe des Selbstbehauptungswillens der vor christlichem Hintergrund säkularisierten abendländischen Kultur entwickeln, an der auch Deutschland einen zentralen Anteil hat. Wenn selbst Altkanzler Helmut Schmidt, wahrlich ein liberaler Deutscher, erklärt, dass die Vorstellung vom Funktionieren einer multikulturellen – wohlgemerkt: multikulturellen, nicht multiethnischen – Gesellschaft eine Illusion sei,²¹ so darf man daraus getrost auf die Mehrheitsmeinung

19 Richard Rorty, *Stolz auf unser Land. Die amerikanische Linke und der Patriotismus*, Frankfurt a.M., 1999, S. 9.

20 Vgl. hierzu Peter Cornelius Mayer-Tasch, »Europäischer Regionalismus: das Netz mit vielen Knoten / Ein Ausweg aus der Zivilisationskrise?« in: *Neue Zürcher Zeitung*, Juni 1996, sowie ders., *Aus dem Wörterbuch der Politischen Ökologie*, München 1985, S. 137-147 (Regionalismus).

21 Ähnlich der Historiker Arnulf Baring in einem Interview vom 5.04.2006 mit Nicolaus Fest in der *Bild-Zeitung*.

der Deutschen schließen. Eine Mehrheitsmeinung übrigens, die nicht zuletzt von muslimischen Autorinnen und Autoren nachhaltig gestützt wird, denen die Flucht in die – zumindest vergleichsweise – Liberalität der westeuropäischen Gesellschaften (fürs erste) gelungen ist, und die diese Gesellschaften zu mehr Entschiedenheit in der Verteidigung ihrer freiheitlichen Werte aufrufen.²² Die Tatsache, dass heute schon mehr als 60% der Deutschen in Repräsentativerhebungen²³ ihr Unbehagen über den Ausländeranteil von ca. 9% an der Gesamtbevölkerung zum Ausdruck bringen (wobei die bereits Eingebürgerten nicht einmal berücksichtigt sind), gibt zu denken. Mittelfristig lässt sich dieses sozialexplosive Potential nur dann entschärfen, wenn die Bemühungen um eine verstärkte Integration schließlich auch zu einer verstärkten Assimilation führen – zu dem soziokulturellen Resultat also, das in den USA als selbstverständliches Ziel jeder Einwanderungspolitik gesehen wird, in Deutschland aber unvernünftigerweise für manche Exponenten des politischen Lebens ein Reizwort zu sein scheint. Gemeint ist selbstverständlich keine *Zwangsassimilation*, wohl aber die »nach der Ordnung der Zeit« (um mit dem Vorsokratiker Anaximander zu sprechen) mehr oder minder selbstverständliche soziale Kontaktmetamorphose, wobei diese keine Einbahnstrasse zu sein braucht. Der deutschen Gesellschaft stünde es wohl an, sich zum Beispiel von einigen (aber beileibe nicht allen) sozialen Solidaritäts-Mustern insbesondere südländischer Zuwanderer inspirieren zu lassen. Gelingt all dies nicht, ist zu befürchten, dass die heute weltweit anbrandende Welle der Gewalt auch Deutschland erschüttern wird.

III Was könnte Deutsch-Sein heute bedeuten? Eine normative Sinndeutung

Deutschland, geographisch und historisch gesehen ein Land der Mitte, muss sich erneut in verstärktem Maße bemühen, auch seinen *mentalen* Stand- und Wirkort als einen Ort der Mitte zu begreifen. Mit dem Begriff der Mitte ist ein Stichwort gefallen, das gerade für Deutschland und das Deutsch-Sein neben der offenkundigen faktischen eine normative Bedeutung gewinnen könnte und wohl auch sollte. Die historisch-politischen Höhenflüge wie die ihnen mit schicksalhafter Konsequenz folgenden Abstürze müssten uns lehren, dass der Pfad der Mitte der uns aufgebe-

- 22 Vgl. u.a. Necla Kelek, »Die fremde Braut« (Köln 2005) und »Die verlorenen Söhne« (Köln 2006) sowie schon ihre Dissertation zum Thema »Islam im Alltag: Islamische Religiosität und ihre Bedeutung in der Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern türkischer Herkunft« (Münster 2002). Siehe auch Ayaan Hirsi Ali, »Mein Leben, meine Freiheit« (München 2006). Vgl. auch die Bücher und Verlautbarungen des deutschen Schriftstellers türkischer Herkunft Feridun Zaimoglu sowie das Spiegel-Interview mit Bassam Tibi vom 2.10.2006 (Vgl. oben, FN 5). Eine bislang unerschrockene Kämpferin für die Durchsetzung der westlichen Toleranzvorstellungen auch gegenüber weniger toleranten Sozialstrukturen im Migrantenmilieu, die landesweit bekannt gewordene deutsche Rechtsanwältin türkischer Herkunft Seyran Ates, hat nach einem Bericht des ZDF vom 10.09.06 aufgegeben: »Gewalttätige Angriffe und die Angst um ihr Leben veranlassten sie nach eigenem Bekunden, ihre Zulassung als Anwältin zurückzugeben.«
- 23 Vgl. hierzu »Verstört und feindselig. Die Angst der Bundesbürger wächst – und mit ihr die Vorurteile gegen Minderheiten.«, in: *Weser-Kurier* vom 16.12.2005.

ne ist. Und dies umso mehr, als die über anderthalb Jahrtausende aus den Weisheitsquellen der Antike gespeiste abendländische Geistigkeit unser angestammtes Erbteil ist – ein Erbteil, für das die Wahrung von Mitte und Maß zum Inbegriff wahrer Menschlichkeit und damit zu einem sich in viele Dimensionen ausgliedernden Kulturgut des Humanismus wurde.²⁴

Im Lichte sowohl unserer historisch-politischen Erfahrungen als auch im Lichte unserer kulturellen Tradition müsste die Befolgung des hier beschworenen Pfades der Mitte für die sich zu diesem in der geographischen Mitte Europas liegenden Land Bekennenden eine normative Selbstverständlichkeit sein. Und in mancherlei Hinsicht sind sie diesem Pfad in den letzten Jahrzehnten auch tatsächlich gefolgt. Die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg beharrlich und kompetent aufgebaute rechts-, volks- und sozialstaatlich geprägte Verfassungs- und Rechtskultur kann mit Fug und Recht als Ausdruck einer solchen Politik der Mitte betrachtet werden. In mancherlei Hinsicht kann sie im Weltmaßstab als vorbildlich gelten. Auch außenpolitisch gesehen ist es Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten gelungen, in behutsamen Schritten das je und je Erreichbare anzugehen, um wieder einen festen und geachteten Platz in der Gesellschaft der Völker zu gewinnen. Jenseits aller parteipolitischen Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen, jenseits auch aller berechtigten Kritik an politischen Einzelentscheidungen ist es doch allen deutschen Regierungen der Nachkriegszeit – wenn auch mit unterschiedlicher Erfolgswahrscheinlichkeit – gelungen, eine solche Politik der Mitte zu verfolgen und so auch die (freilich nur unter besonderen weltpolitischen Konstellationen vorstellbar gewordene) Wiedervereinigung zu erreichen. Für Europa hat Deutschland – im Verein vorab mit dem vom »Erbfeind« zum Hauptpartner gewordenen Frankreich – geradezu eine Schrittmacherrolle übernommen, um den »Friedhof Europa« (Georges Sorel) in ein fruchtbares Feld zu verwandeln. Und mit dem Bedeutungschwund Russlands sowie der Neigung des Aufbauhelfers und langjährigen atlantischen Partners USA. zu geostrategisch motivierten Alleingängen wächst Deutschland auch inmitten des politisch verfassten Europa mehr und mehr eine – sich aus der Position der Mitte heraus entwickelnde – »Mittler«rolle an vielen politischen Brennpunkten der Erde zu. Der Anspruch auf einen vollwertigen Sitz im – ohnedies vor einer Reform stehenden – Weltsicherheitsrat ist nicht mehr als eine fast selbstverständliche Folge dieser sozio- und geopolitischen Entwicklung.

All' dies wäre eigentlich Grund genug, diejenigen mit Stolz und Zuversicht zu erfüllen, die ihre Vergangenheit und/oder ihre Zukunft in diesem Lande sehen und sich in Sprache und Kultur zu ihm bekennen, unabhängig davon, wo ihre Wiege gestanden haben mag. Im Bewusstsein der historischen Leistung des politischen, ökonomischen und moralischen Wiederaufstiegs aus den Niederungen des politischen, ökonomischen und moralischen Zusammenbruchs müssten die für das – nun schon geraume Zeit anhaltende – Stimmungstief verantwortlichen Probleme, denen sich die deutsche Gesellschaft gegenüber sieht – die sich nur zögerlich auflösende wirt-

24 Vgl. hierzu ausführlich Mayer-Tasch, *Mitte und Maß – Leitbild des Humanismus von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Baden-Baden 2006.

schaftliche Stagnation, die demographische Entwicklung mit den daraus resultierenden sozialpolitischen Konsequenzen und die mit der Zuwanderung verbundenen Integrationsprobleme – konsequent, aber auch gelassen angegangen werden. Konsequent und gelassen auch beim Umgang mit den moralischen Altlasten, die u.a. durch Ausgleichszahlungen, wirtschaftliche Partnerschaftsleistungen und politische Hilfestellungen zumindest soweit abgebaut wurden, wie dies für die Nachgeborenen möglich war und ist. Für den Rest muss die göttliche Gerechtigkeit sorgen, auf die alle Religionen und Kulturen dieser Erde vertrauen. Wichtig ist, dass die Entschlossenheit der Deutschen, mitzuhelfen, dass Derartiges oder Ähnliches sich nirgendwo und nirgendwann wiederholen kann, zu den Kontinuitäten der deutschen Politik zählen wird.

Zu der Selbstsicherheit und der Entschlossenheit der Deutschen, die Lösung ihrer Probleme im Sinne einer menschenwürdigen Politik der Mitte kraftvoll zu fördern, müsste freilich auch die Entschlossenheit ihrer Repräsentanten kommen, ihre politikkulturelle Vorbildfunktion nicht dem egozentrischen Kampf um die Macht zu opfern. In dieser Hinsicht ist (auch) Deutschland noch kein Land der Mitte. In der Politischen Kultur der Wahlkämpfe, der parlamentarischen Auseinandersetzungen und oft genug auch so mancher (ihre politischen Konstrukteure) kompromittierenden Kompromisse wird die Mitte zur leeren, oft genug stimmenfängerisch eingesetzten, Worthülse. Deutsch-Sein aber sollte gerade für die deutschen Parteien bedeuten, weniger die parteipolitische Profilierung um jeden Preis zu betreiben, als vielmehr die Mitte im geduldigen Ausgleich der je und je besten Argumente zu finden. Sollte dies gelingen, wird es um die Bedeutung des Deutsch-Seins erheblich besser stehen, als wir dies heute noch erleben. Könnte das Deutsch-Sein wesentlich mit dem Zielwert des Ausgleichs und der Mitte verbunden werden, so hätte es sein Ideal-Ziel erreicht.

Zusammenfassung

Im Gefolge der – schließlich in den Zweiten Weltkrieg mündenden – verhängnisvollen Entwicklungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben die Deutschen eine tiefgründige Identitätskrise erfahren – eine Krise, die während der letzten Jahrzehnte durch die Implikationen und Konsequenzen einer starken Einwanderungswelle noch weiter vertieft wurde. Angesichts dieser Herausforderungen stellt sich dieses Essay die Frage, was die Bezeichnung »Deutsch« zu Beginn des 21. Jahrhunderts für die Deutschen noch bedeutet oder doch bedeuten könnte. Von etymologischen Betrachtungen ausgehend befasst sich der Verfasser mit den im Lande anzutreffenden mentalen Befindlichkeiten und schließt mit einer normativen Ortsbestimmung.

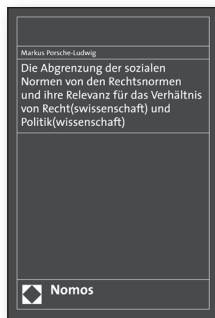
Summary

In the wake of the disastrous political developments of the first half of the 20th century, culminating in World War II, Germany and the Germans were struck by a deep rooted crisis of identity – a crisis which was even enforced by the impact of a strong wave of immigration during the last decades. In view of these challenges, this essay faces the question, what the term »German« means or at least could mean to the Germans at the beginning of the 21st century. Starting with etymological considerations, continuing with observations about the mental findings and ending up with a normative outlook, the author gives an insight into the present condition of the German mind.

Peter Cornelius Mayer-Tasch,

What could and should mean the term ›German‹ to the Germans nowadays?

Governance-Forschung



Global Governance und wissenschaftliche Politikberatung – Tendenzen und Prinzipien

Global governance and evidence-based policy advice – tendencies and principles

Von Hartmut Ihne

2007, 140 S., brosch., 24,- €, ISBN 978-3-8329-2452-2

Globale Politikgestaltung kommt ohne Kenntnisse des Ganzen, seiner Details und ihres Zusammenspiels nicht aus. Dazu braucht sie Beratung von Außen. Der vorliegende Band typologisiert die Diskussion um Global Governance und verknüpft dies mit grundsätzlichen Überlegungen zu Prinzipien und Zielsetzungen von wissenschaftlicher Politikberatung.

Bitte bestellen Sie bei Ihrer Buchhandlung
oder bei Nomos ☎ 07221/2104-37 | 📠 -43 |
www.nomos.de | sabine.horn@nomos.de



Nomos